

Kehrwieder

Ein Schreib- und Theaterprojekt im Juli 2017 von



Mit Geschichten von

Inge Dettmar, Gudrun Deutsch, Bärbel Höhne,
Bahare Khosravan, Clarissa Nießner, Barbara Preylowski, Luca Rasch,
Bernd Sandvoß, Margarete Wille und Besucher*innen des Fundortbüros.

Es spielten

Die Autor*innen sowie Anna Blädtke, Anka Büdenbender, Inka Kreipe, Tobias Lüddecke, Björn Lippstreu, Berthold Pieterek, Verena Schröder, Amelie Vogel und Christian Zatloukal.

Unter der Leitung von

Karu-Levin Grunwald-Delitz, Silke Pohl und Clarissa Nießner.

Großer Dank an

Jörg Finger für Audioschnitt und Dokumentation,
Gudrun Deutsch für die Raumgestaltung
sowie alle Menschen, die ihren Geschichtenschatz mit uns geteilt haben.

Ein szenischer Stadtpaziergang mit vertonten Geschichten am 29. und 30. Juli 2017.

*„Kehrwieder“ wurde ermöglicht durch die Förderung von:
Landesarbeitsgemeinschaft Soziokultur Niedersachsen, Niedersächsisches Ministerium für
Wissenschaft und Kultur, Stiftung Niedersachsen, Klosterkammer Hannover, Fonds Soziokultur,
Kulturstiftung Sparkasse Hildesheim, Bürgerstiftung Hildesheim, Stadt Hildesheim, Friedrich
Weinhagen Stiftung, Johannishof Stiftung. In pädagogischer Mitverantwortung des VNB.*

Die Polizei

Den ganzen Vormittag habe ich überlegt: „*Soll ich oder soll ich nicht?*“ Aber Wut und Enttäuschung überwiegen. Ich mache es. So eine Unverschämtheit. Schon wieder wurde mein Rad demoliert! Auch wenn es nichts bringt, ich werde Anzeige erstatten.

Zu Fuß hole ich meinen Sohn Nils von der Kita ab und erkläre ihm, warum wir zur Polizei gehen. Auf dem Weg dorthin ist Nils ungewohnt wortkarg. Merkwürdig, sonst steht sein Mund nie still. „*Nils? Ist alles in Ordnung? Du bist so ruhig. Bist Du krank? Wir gehen doch jetzt zur Polizei. Freust du dich nicht, dass wir uns dort mal umgucken können?*“ Nils druckst herum. „*Was ist denn los?*“, frage ich. „*Mama, werden die mich einsperren?*“ „*Wieso sollten die dich einsperren, wir gehen doch wegen des Rades hin.*“ „*Na ja, ich habe doch neulich im Kindergarten den neuen Ball kaputtgemacht ...*“ Ich erinnere mich. Vor ein paar Tagen sprach mich die Erzieherin an: „*Was ist denn mit Nils los? So kennen wir ihn gar nicht. Er hat heute in den neuen Schaumstoffball gebissen. Jetzt ist er kaputt.*“ Tja, ich wusste auch nicht, was in Nils gefahren war. Ich kann mir nur vorstellen, dass er die Konsistenz des Balls einfach zum Reinbeißen fand. „*Ach, Nils, deswegen wird niemand eingesperrt, die Geschichte ist doch längst vergessen.*“ Das beruhigt ihn und nun freut er sich auf den Besuch bei der Polizei.

Über meine Geschichte sind die Polizisten sehr amüsiert. Einer sagt: „*Kein Wunder, Sie wohnen ja auch in einer ganz schlimmen Gegend!*“ Egal, ich bestehe auf meine Anzeige. Auch wenn keine Aussicht auf Erfolg besteht, so fühle ich mich doch zumindest etwas befriedigt.

Gudrun Deutsch

Klassenfahrt

30 Fünftklässlerinnen, mein Kollege und ich freuen uns auf die 5-tägige Klassenfahrt zum Wohldenberg. Das Wetter ist wunderbar, alle 30 Koffer und Kuschtiere sind sicher im Bus verstaut, und auch die Abschiedsschmerz-wehmütigen Eltern können zum Aussteigen bewegt werden. Rund eine Stunde nach Abfahrt erreichen wir unser Ziel. Dort verrate ich die große Überraschung: „Wir werden nicht im Haupthaus, sondern im Forsthaus nebenan wohnen. Ein ganzes Haus nur für uns alleine!“ „Hurra!“ Begeistert wollen 30 Mädchen möglichst gleichzeitig die schmale Treppe hochstürmen. Im Teamwork werden 30 Koffer in den Flur gewuchtet. Nach einem Kampf um die Zimmerverteilung starten wir eine kurze Erkundungsrunde um den Berg – als Vorbereitung auf das Geländespiel am Nachmittag. Die Laune der Gruppe ist ausgelassen und ich bin gespannt auf die kommenden Tage. Viel zu schnell vergeht die Zeit bis zur Gute-Nacht-Geschichte: Ich habe mir extra einen Krimi ausgedacht, und die Mädchen lauschen gespannt. Gegen 22 Uhr lautet die Devise: Licht aus! Nach einem Feierabendbierchen begeben auch wir Lehrer uns zur Ruhe.

Das Geschrei, das mich einige Stunden später aus dem Tiefschlaf katapultiert, ist unbeschreiblich. Im Schlafanzug reiße ich wütend meine Zimmertür auf. Davor: 30 kreischende Mädchen. Satzketzen wie „Am Fenster – Mann mit Messer!“ dringen in mein Gehirn. Langsam begreife ich: Irgendetwas draußen hat die Schülerinnen erschreckt. Immer noch schlaftrunken, versuche ich, meinen Kollegen aus seinem Zimmer zu klopfen. Nach einer gefühlten Ewigkeit steckt er den Kopf aus der Tür: „Was iss 'n los?“ Im Chor brüllen 30 Stimmen: „Draußen läuft ein Mörder rum – er hat an unser Fenster gepocht!“

Die Situation ist aufgeheizt und es gilt, die zitternden Schülerinnen trotz eigener Angst wenigstens ein bisschen zu beruhigen. Ich hole die 30 Mädchen in mein winziges Zimmer. Sie hocken sich auf Bett und Fußboden, die Vorhänge ziehen wir ganz fest zu. Mit kleinen Spielen versuche ich, die Zeit bis zum Morgengrauen irgendwie zu überbrücken. Schließlich wird das Büro im Haupthaus erst ab 7 Uhr wieder besetzt sein – und ein Handy hat man 1980 noch nicht dabei.

Nach der durchwachten Nacht wird die Polizei informiert und ist wenige Minuten später vor Ort. 2 Beamte durchsuchen die nähere Umgebung und finden Fußspuren vor den Fenstern. Gelassen erklären sie: „In letzter Zeit wurden wir schon öfter hierher gerufen. Aber die Person, die am Fenster war, ist harmlos. Bei dem

vermeintlichen Messer handelt es sich um einen kleinen Ast, mit dem der Junge vor dem Fenster herumfuchtelt.“

Sprachlos und erleichtert zugleich atmen wir tief durch. Anschließend belagern 30 Schülerinnen den Münzfernsprecher, um mit mir gemeinsam ihren Eltern von der Schreckensnacht im Forsthaus zu berichten.

Barbara Preylowski

Meine Straße

Obwohl ein Gewitter viel besser zum heutigen Tag passen würde, scheint die Sonne auf das Dach des Autos. Kurz vergesse ich, dass es draußen kalt ist. Eben so kalt und hässlich, wie es im Februar sein kann. Während ich mir Tränen von der Wange wische, fällt mein Blick erneut auf die hässlichen Hausfassaden, den dicht beparkten Fußweg und die grauen Pflastersteine. Und das soll also meine neue Heimat sein. Seit einer halben Stunde sitze ich nun auf der Rückbank unseres geparkten Autos, neben mir mein kleiner Bruder. Er sitzt da mit verschränkten Armen und starrt einfach gerade aus. Das macht er schon die ganze Zeit so. Und ich, ich sehe bestimmt nicht viel besser aus. Wir haben, seitdem wir in Algermissen losgefahren sind, kein einziges Wort gesprochen, weder mit Mama und Papa, noch miteinander. Ich bin froh, dass er hier neben mir sitzt und schweigt. Wir beide wären vermutlich an jedem anderen Ort dieser Welt lieber als hier. Die einzigen Stimmen, die ich dumpf durch die Autotüren hören kann, sind die der Umzugshelfer. Die sind gerade fleißig dabei, meine Möbel in den Eingang der Nummer 25 zu tragen. Ich schaue dabei zu, wie mein Schreibtisch in dem alten, miefigen Treppenhaus verschwindet, durch das ich also ab sofort mein neues Zuhause betreten soll. Alle finden es gut hier zu wohnen, außer ich und mein Bruder. In meinem Mund habe ich immer noch den Nachgeschmack von Opas Umzugsmettbrötchen – die waren vermutlich der beste Teil des Tages. Eigentlich wäre ich viel lieber zu Hause, aber hier zu sitzen und nicht zu wissen, was die da drinnen so machen, geht auch nicht. Ich steige aus und schaue noch kurz zu meinem Bruder. Er wird schon hinterherkommen, wenn er will. Der blattlose Baum, unter dem ich nun stehe, ist sicherlich der einzige im ganzen Viertel. Zu Hause gibt es Tausende von Bäumen und alle mit Blättern, auch im Winter. Weiter hinten sehe ich einen Mann. Sein armer Hund muss über die Pflastersteine laufen, den einzigen Baum im Viertel suchen, anstatt auf einer der vielen Wiesen spielen zu dürfen. Wieso meine Eltern unbedingt in die Stadt ziehen wollten – wie blöd muss man eigentlich sein? Alles ist grau und laut, es stinkt nach Autos und Abgasen, und einen schönen Spaziergang werde ich hier sicherlich niemals machen. Mein Bruder und ich sind wohl die Einzigen in unserer Familie, die die Vorzüge eines Dorfes klar erkannt haben. Das Argument meiner Tante, dass die Clubs und Diskos jetzt ja supernah dran wären, interessiert mich herzlich wenig. Tanzen finde ich eh doof.

Ich betrete das Treppenhaus. Wieder sehe ich die hässlichen Fliesen an den Wänden und der eklige Geruch des alten, muffigen Hauses tritt mir in die Nase. Ich höre meine Oma aus der Wohnung rufen: „So eine schöne große Küche! Da kann man sich ja nur wohlfühlen!“ Ich werde mich hier niemals wohlfühlen. Mama aber anscheinend schon, sie sagt nämlich: „Du musst erst mal die Kinderzimmer sehen. Die sind doppelt so groß.“

Ich schleiche mich an der Küche vorbei zum Kinderzimmer. Und das soll also mein neues Zimmer sein? Wer auch immer die Möbel so in diesem Raum angeordnet hat, schafft es, schlimme Dinge noch furchtbarer aussehen zu lassen.

Ich drehe um und nehme mir ein weiteres Mettbrötchen aus der Küche. Niemand sagt etwas zu mir. Zum Glück wissen alle, dass ich nicht hören will, wie wunderschön die neue Wohnung ist. Ich gehe zurück durch den Flur und das Treppenhaus und setze mich auf die Stufe vor der Haustür. Der Stein ist hart und kalt. Ich beiße in mein Brötchen. Bäh, Zwiebeln! Angewidert lege ich es neben mich auf die Treppenstufe. Von mir aus kann ja jemand drauf ausrutschen. Ich schaue auf die alte Fassade gegenüber, die hässlich geschmückten Fenster und den blattlosen Baum von vorhin. Ich weiß: Hier werde ich mich niemals wohlfühlen.

Dieser Tag aus dem Leben meines 14-jährigen Ichs ist nun sechs Jahre her. Wenn ich unsere kleine, gemütliche Straße betrete, bin ich zu Hause. Sitze ich auf der Stufe zur Haustür, fühle ich mich wohl und sehe den grünen Baum, der übrigens doch Blätter hat.

Luca Rasch

Die Keßlerstraße

Im Juni 1955 war ich 7 Jahre alt und durfte schon alleine zur Schule gehen. Schließlich war ich den Weg schon oft gegangen und wusste genau, worauf ich achten muss: Vorbei an den drei Häuserecken aus Backstein, dann kommt die rote Haustür. Dort geht's über den Zebrastreifen, und dann ist gleich rechts die Schule.

Im Deutschunterricht sprachen wir gerade über Bücher: Heute sollte jeder von zu Hause eines mitbringen. Natürlich hatte ich das dicke Bertelsmann-Lexikon mit dem glänzend-weißen Einband in meinen Ranzen gepackt. Nicht nur, weil es das einzige Buch in unserem Wohnzimmerschrank war, sondern auch, weil ich so gerne darin blätterte und die bunten Bilder betrachtete. Obwohl ich das Lexikon meinen Klassenkameraden gerne zeigen wollte, war mein Ranzen dadurch plötzlich viel zu schwer. Damit hatte ich nicht gerechnet. Aber meine Mutter sah partout nicht ein, warum sie mir den Ranzen zur Schule tragen sollte ... Missmutig machte ich mich schließlich auf den Weg und schleppte mich Schritt für Schritt voran mit meinem bleischweren Anhängsel, den Blick starr auf den Gehweg gerichtet. An der zweiten Hausecke erschrak ich furchtbar: Wie aus dem Nichts flatterte mir plötzlich eine große wunderschöne weiße Taube direkt vor die Füße: „Huch, wo kommst du denn her?“, fragte ich sie und staunte. Ihr weißes Gefieder glänzte silbrig in der Sonne. Stolz hüpfte sie vor mir her, immer wieder das Köpfchen zu mir drehend, als wollte sie sagen: „Komm mit!“ Sie sah so prächtig aus und machte mich mit ihren Blicken so neugierig, dass ich alles um mich herum vergaß. Auch meinen doofen Schulranzen spürte ich plötzlich gar nicht mehr. Ich vergaß alles um mich herum und folgte der Taube um die nächste Ecke.

Auf einmal fand ich mich in einer kleinen, schmalen Gasse wieder. Die Sonne wärmte mir das Gesicht und ich ging mit großen Augen den mit Pflastersteinen notdürftig ausgelegten und sehr holperigen Weg entlang. Links von mir ein etwas höher gelegener Wall, rechts eine Häuserreihe, davor kleine Gärten. Fast schien es, als versteckten sich die kleinen Fachwerkhäuser hinter den üppig-bunten Pflanzen und Büschen. Im ersten Garten leuchteten dunkelrote Blüten, die ich aus meinem Lexikon kannte: Pfingstrosen! Lila, üppig und mit starkem Duft ragte über den Zaun ein Fliederbusch, in dem sich lustige Brummer tummelten. Im nächsten Garten wuchsen wild durcheinander dicht an dicht weitere Blumen, die ich aus dem „Bertelsmann“ kannte: Margeriten, Lupinen, Lavendel, Gänseblümchen,

Kornblumen, Mohn und sogar Sonnenblumen! Es schien fast so, als gäben sie sich gegenseitig Halt. Ein Paradies für Bienen – ihr Summen habe ich heute noch in den Ohren.

Fast hätte ich meine Taube über all die Blütenpracht vergessen. Da hörte ich plötzlich ein ungeduldiges Gurren drei Häuser weiter. Die Taube saß auf einem mit Kieselsteinen aufgefüllten und von kleinen gelben Blüten gesäumten Gartenweg. Das Törchen war weit geöffnet. Ohne zu überlegen, folgte ich der Taube in den Garten. Von der sorgsam gestutzten Rasenfläche aus bewunderte ich ein Meer aus gelb leuchtenden Sonnenblumen. So viele auf einmal hatte ich noch nie gesehen! Und erst der Obst- und Gemüsegarten! Reife Stachelbeeren konnte ich an den Sträuchern hängen sehen. Salat, Bohnen und Gurken waren zwischen dem Grün zu erkennen. Und dort: ein kleiner Kirschbaum, davor eine Vogeltränke, wo meine Taube gerade ihren Durst stillte. Daneben zwei Blecheimer gefüllt mit dicken roten Kirschen. Wie unglaublich süß und saftig die aussahen! Ich machte einen Schritt nach vorne, um mir eine Handvoll zu holen. Dabei übersah ich eine im Gras liegende Harke und trat auf ihr vorderes Ende. Die Harke schnellte hoch und polterte gegen die Eimer. Das blecherne Getöse verscheuchte nicht nur meine Taube – auch ich selbst erwachte schlagartig aus meiner Verzauberung.

Plötzlich spürte ich wieder das Gewicht meines Ranzens und die Schule fiel mir ein: Jetzt aber schnell, ich komme bestimmt zu spät! Wie der Wind lief ich los, lief und lief, sodass mir das gesammelte Wissen des „Bertelsmann“ bei jedem Schritt in den Rücken stieß.

Das Lexikon habe ich nun, mit beinahe 70, übrigens immer noch. Doch komisch. Wenn ich es heute aus dem Regal nehme, erscheint es mir gar nicht mehr so schwer.

Inge Dettmar

Meine Terrasse

Ich gehe auf die Terrasse hinter dem Haus. Bei jedem Schritt knirscht der Kies unter meinen Füßen. Ich mache es mir auf meiner Gartenliege bequem und genieße die Stille. Es ist später Nachmittag. Die Sonne steht schon tief und taucht den Garten in goldenes Gegenlicht.

Der Garten ist sanft aufsteigend und von hohen Sträuchern begrenzt. Ich sehe die Treppe aus Natursteinplatten. Auf dem Hang wuchert duftender Thymian. Daneben glühen die Rosen in starkem Rot, der Lavendel leuchtet violett.

Ich liege im rot-orangefarbenen Licht unter der Markise und fühle mich zuhause. Nie hätte ich gedacht, dass dieser winzige Garten so groß sein kann. Er ist mir, den Vögeln und Mäusen zur Heimat geworden.

Margarete Wille

Der Kehrwiederwall

Es ist so weit. Heute bauen meine Freundin Silvia, mein Bruder Jörg und ich unsere Fotoausstellung zum zehnjährigen Bestehen des Kunstvereins am Kehrwiederwall auf. Seit Monaten arbeiten wir darauf hin. Wir haben Spaziergänger auf dem Wall fotografiert, während sie gerade die Aussicht betrachteten. Haben diese Menschen befragt zu den Themen Ausschnitte, Aussichten und Ansichten. Ganze Nächte haben wir im Fotolabor in der Moltkestraße zugebracht und großformatige Schwarz-Weiß-Fotos abgezogen. Auf vom Sperrmüll gesammelte Schrankrückwände haben wir die Fotos aufgezo-gen und sie lackiert, damit sie wasserfest sind. Haben die gesammelten Texte abgetippt, ausgedruckt und laminiert. Waren beim Grünflächenamt, um die Genehmigung zum Aufhängen der Bilder einzuholen. Das hat geklappt! Wir dürfen. Allerdings nur, wenn wir die Bäume nicht beschädigen. Wir haben ein Plakat entworfen. Und jetzt fahren wir gleich los, und positionieren die Bilder und die Aussagen genau dort, wo sie entstanden sind.

Am Wall angekommen, sind wir irritiert. Anfang Mai haben wir die Aufnahmen gemacht. Jetzt, zwei Monate später, stehen die Bäume im satten Grün. Daran haben wir nicht gedacht. Zum Teil sind die Aussichten, die wir aufgenommen haben, gar nicht mehr zu sehen. Na ja, hat ja auch was ... Wir hängen die Bilder und Texte zwischen den Bäumen an Nylonschnüren auf. Es sieht so aus, als ob sie schweben. Den ganzen Tag laufen wir den Wall auf und ab, von der Annenstraße bis zum Frauengefängnis und wieder zurück. Decken sich die Aussichten jetzt? Nein, noch nicht ganz. Zieh doch noch ein wenig! Ja, so, nein, das war jetzt zu weit. Erst als es fast dunkel ist, sind wir mit unserem Werk zufrieden. Geschafft, aber glücklich fahren wir nach Hause.

Voller Vorfreude wache ich am nächsten Morgen auf. Jörg und ich frühstücken ausgiebig, da klingelt das Telefon. Silvia: „*Alles ist weg!*“ Ich kann es nicht glauben. Doch Silvia macht keine Scherze, jedenfalls nicht solche schlechten. Jörg und ich fahren eilends los. Silvia kommt uns schon entgegen, ein Bild in der Hand. „*Die haben alles abgerissen. Ein paar Bilder sind kaputt, die anderen müssen hier noch irgendwo sein.*“ Gemeinsam machen wir uns auf die Suche. Es ist fast wie Ostern, nur nicht so schön. Freunde von uns kommen angeradelt, um die Ausstellung zu sehen. Nun ja, jetzt müssen wir erst mal dafür sorgen, dass es wieder etwas zu sehen gibt.

Es ist wie ein Déjà-vu: Alle gefundenen Bilder und Texte positionieren wir noch mal neu. Unsere Freunde suchen unterdessen nach weiteren Bildern. Bis zum Mittag haben wir gerettet, was zu retten ist. Sind jedoch so erledigt, dass wir den Tag kaum noch genießen können.

Ursprünglich sollte die Ausstellung eine ganze Woche hängen bleiben. Nach dieser Erfahrung bauen wir sie allerdings abends wieder ab und nie wieder auf.

Gudrun Deutsch

Der Aussichtspunkt

Es war einmal ein kleiner Junge. Henri wurde er genannt. Henri war so klein, dass er noch nicht einmal in den Kindergarten gehen konnte, so wie seine größeren Geschwister.

Eines Tages als Henri mit seiner Mutter in die Stadt ging, trug es sich zu, dass er sie aus den Augen verlor. Nur einen winzigen Augenblick hatte er nicht aufgepasst. Es war gar zu verlockend sich zwischen den vollen Kleiderständern zu verstecken, sich mit ihnen zu drehen, um dann im nächsten und wieder im nächsten unterzutauchen. Was war das für eine andere Welt dort im Dunkel zwischen den Kleidern. Durch das Gewebe der Stoffe blitzte ab und an das Licht, wie Abermillionen kleine Sterne. Hier zwischen den Kleidern wurden die Geräusche der Umgebung dumpf und verschmolzen zu einer fremden ihm unbekanntem Sprache. Henri atmete tief ein ... Hier fühlte er sich geborgen.

Er lugte zwischen den Kleidern hervor: *'Will nur mal schnell nach Mama schauen.* Doch wo war sie? Henri konnte nirgends erblicken. Eine tiefe Angst machte sich in ihm breit: *'Mama, wo bist Du, lass mich nicht alleine hier!'* Ihm fiel die Geschichte von den beiden Kindern ein, die von ihren Eltern im Wald allein gelassen wurden. Henri lief hin und her, auf und ab, doch seine Mutter fand er nicht. *'Ach, Mama ist wohl schon raus gegangen. Da wartet sie ganz bestimmt auf mich.'* Erwartungsvoll trat Henri vor die Türe, er ließ seinen Blick auf und ab schweifen. Doch seine Mutter konnte er nicht entdecken. Henri fühlte sich so einsam und verlassen wie niemals zuvor in seinem Leben.

Da fiel sein Blick auf den Andreas-Kirchturm. Er war schon einmal ganz oben gewesen und wusste, dass der Turm der höchste vom ganzen Land war. *'Von da oben kann ich meine Mama ganz bestimmt finden, da sehe ich ganz Hildesheim'*, dachte Henri und schöpfte neue Hoffnung. Also marschierte er los, er erklomm die ganzen 364 Stufen des Turms, bis er endlich oben auf der Plattform angekommen war. *'Mama gleich habe ich dich wieder.'*

Er schaute zu den Fenstern hinaus. - Wirklich von hier konnte er ganz Hildesheim sehen. Er sah Häuser, Straßen und Plätze, Hügel, Wälder und Felder. Die Menschen waren aber so klein, dass er sie nicht erkennen konnte. Nun wusste Henri nicht weiter, er sank hinab und weinte bitterlich. *'Nie werde ich meine Mama wiedersehen und meine Geschwister und meinen Papa. Nie wieder werde ich in meinem gemütlichen Bettchen schlafen, ich werde hier elendig verhungern und verdursten.'*

Plötzlich hörte er eine Stimme, er guckte hoch und sah eine Frau. Sie fragte, warum er so großen Kummer habe. Schluchzend erzählte Henri ihr die ganze Geschichte. „*Na, da wollen wir doch mal sehen ob wir Deine Mama nicht wiederfinden können ...*“, sagte die Frau. Sie telefonierte mit der Polizei, und nun dauerte es gar nicht mehr lange, bis Henri seine Mutter wieder in die Arme nehmen konnte. Fest an sie gekuschelt, flüsterte er ihr ins Ohr: „*Hau nie wieder ab. Versprochen?*“

Gudrun Deutsch

Drei Blicke auf die Domäne

Ein Sonntagmorgen im Juni. Ich öffne die Balkontür, um den Duft meiner Kräuter zu genießen. Die morgendliche Kühle belebt mich. Mein Dauergast, eine Kohlmeise, steuert zielstrebig die Balkonbrüstung an. Sie will sich ihre Morgen-Mahlzeit holen. Flink schnappt sie sich eine Nusshälfte aus meiner Hand und flattert davon.

Es scheint ein schöner Tag zu werden und ich habe Lust auf einen Spaziergang zur Domäne. Vogelgezwitscher begleitet mich – Kohl- und Blaumeise huschen durchs Gebüsch.

Auf halber Strecke lege ich auf meiner Lieblingsbank eine kurze Verschnaufpause ein. Mein Blick schweift hinüber zur Domäne. Im Morgennebel ist das geschichtsträchtige alte Gemäuer nur schemenhaft zu erkennen.

Während ich meinen Weg fortsetzte, fallen erste Sonnenstrahlen auf das taunasse Gras am Weg. Die ersten Blumen und Kräuter strecken ihre Fühler nach oben. Der Duft nach Sommer ruft mir ein Lied aus meiner Schulzeit in den Sinn:

*„Es tagt der Sonne Morgenstrahl, weckt alle Kreatur,
der Vögel froher Früh-Choral begrüßt des Lichtes Spur.
Es singt und jubelt überall.
Erwacht sind Wald und Flur!“*

Ich summe es vor mich hin. Und dann, als habe er meinen Summen vernommen, klingt's aus der Ferne: „Kuckuck, Kuckuck!“

Barbara Preylowski

Früher stand auf der Domäne Marienburg die ehemalige Muku-Eisfabrik. In deren Halle war später ein Café – urig, klein und einfach. Ein echter Geheimtipp! Die charmant klapprigen alten Tische und die Wände wurden immer wieder liebevoll neu mit Wiesenblumen, Holz, Moos oder kleinen Kunstobjekten dekoriert. Umgeben von Wiesen und Weiden, schlemmte man dort fantastischen Kuchen und leckere Torten.

Das absolute Highlight waren auf dem Außengelände verteilte kleine offene Hütten für 2 oder 6 Personen. Mit Decken und Kissen ausgestattet, luden sie zu jeder

Jahreszeit zum vertrauten Gespräch ein. Im Winter gab es sogar noch ein kleines Weihnachtswunder: den Tannenwald. Rings um die Hütten wurden Tannenbäume aufgestellt. Der Duft der Nadeln, das Grün, die in der Kälte dampfenden Getränke und das sanfte Gemurmel aus den andern Hütten – das war Erholung pur!

Inzwischen ist die Eishalle abgerissen und das gesamte Gelände neu und schick bebaut. Gegenüber dem alten Standort entstand ein großes, modernes Café. Aus dem Geheimtipp ist ein angesagter Treffpunkt geworden. Ein Café wie frisch ausgeschnitten aus dem Landlust-Magazin. Sehr schön, aber austauschbar.

Bärbel Höhne

Ich wache auf. Irgendein Vieh krabbelt auf meiner Nase herum. Verschlafen wische ich es weg. Mein Kopf dröhnt. Der Versuch, die Augen zu öffnen, scheitert an der blendenden Helligkeit. Immer mit der Ruhe. Wie ein Computer fahre ich langsam hoch: Ein Sinn nach dem anderen schaltet sich ein. Ich schmecke das letzte Bier von gestern Abend. Pfui! Die Nase signalisiert verlockenden Kaffeeduft, die Ohren senden das Gebrabbel von Studierenden an meinen zentralen Prozessor. Der kombiniert: Es muss kurz vor zehn sein. Viel früher verirrt sich kaum jemand auf die Domäne. Schließlich öffnen sich meine Augen.

Stulle, Milo und Katja liegen verteilt auf den beiden Sofas um mich herum. Auf dem Boden zwischen uns ein Schlachtfeld aus zertrampelten Zigarettenstummeln und leeren Bierflaschen. Dazwischen Paula, schnarchend. Unsere Aufführung gestern Abend war ein voller Erfolg. Die Spannung zwischen uns und dem Publikum konnte man mit Händen greifen. Beschwingt von Applaus und Zuspruch, haben wir vor Freude getanzt und getrunken. Irgendjemand kam dann auf die Idee, die roten Sofas, die normalerweise im Gang vorm Burgtheater stehen, nach draußen zu schleppen, um die Sterne zu beobachten. Zwar tanzen jetzt kleine Sternchen vor meinen Augen – ob gestern welche zu sehen waren, weiß ich nicht. Was ich jetzt aber wieder weiß: Milo und ich haben rumgeknutscht. Endlich! Ich muss grinsen. Beschwingt von der Erinnerung an seine warmen Lippen kann ich mich aufrichten und in Richtung Kaffeeduft laufen. Bei den Kopfschmerzen darf es heute auch mal der gute Kaffee aus dem Hofcafé sein, für stolze 3,30 Euro.

Clarissa Nießner

Schwimmbad um 7:15 Uhr

Mit dem Geschmack des von Hand gebrühten Kaffees im Mund ziehen wir unsere Bahnen. Die hellblaue Folie gibt eine südliche Leichtigkeit, die von der nördlichen tiefgrünen Allee kontrastiert wird. Ab und an taktet ein Metronom dahinter. Darüber erwärmt die frühe Sonne die Luft, mal gebremst mal entschlossen. Wir ziehen zart über die schwarzen Streifen, die Arme schräg nach vorne geöffnet, das Wasser unter die Brust schaufelnd. Benetzt Nässe unser Gesicht, erreicht uns ein leichter Chlorgeruch. Wohlige Wärme weht uns zur Wachheit, während heitere Himmelsblicke unsere Seelen erhellen.

Bernd Sandvoß

Langeoog

Seit einigen Jahren fahre ich mit zwei Freundinnen in den Urlaub. Mit zunehmendem Alter wird es immer anstrengender und aufregender. Der Koffer wird schwerer, die Treppen steiler, die Wege länger und die Schuhe flacher. Aber noch geben wir nicht auf. Die diesjährige Reise führt uns gemeinsam von Hannover nach Langeoog. Es wird eine lange Reise und wir müssen einige Male umsteigen. Zuerst von Zug zu Zug, dann in den Bus und schließlich auf die Fähre. In Vorfreude auf den Urlaub habe ich als Überraschung für jeden einen Piccolo eingepackt. In Hannover am Bahnhof stehend, halte ich Ausschau nach Ursula und Rosemarie. Heute bin ich etwas nervös, denn die Gruppen-Fahrkarte steckt in meiner Tasche.

Was ist, wenn wir uns verfehlen? Oh, Rosemarie hat ja immer noch kein Handy. Naja, wird schon gut gehen, denke ich.

Die Bahnhofshalle ist einigermaßen überschaubar.

„Da“, Ursula winkt mir zu, und sofort werde ich etwas ruhiger. „Ach, zum Glück haben wir uns gefunden“, sage ich. Im Gegensatz zu mir ist Ursula von der ruhigen Truppe, sie nimmt alles nicht so dramatisch und ist positiv im Denken. „Warum bist du nur so aufgeregt? Wir haben noch viel Zeit, lass uns einen Kaffee trinken und dann suchen wir gezielt nach Rosemarie“, bekomme ich als Antwort. Gesagt getan.

In der Zwischenzeit hatte sich die Halle gefüllt. Menschen laufen durcheinander. Ich denke: *Hier finden wir Rosemarie nie.* Im Gegensatz zu mir ist Ursula entspannt und sagt: „Lass uns auf den Bahnsteig gehen, vielleicht sitzt Rosemarie schon oben und wartet auf uns.“

Der Bahnsteig oben ist voller Menschen. Es ist fast kein Durchkommen mehr. Wir zwängen uns durch die Masse, schieben unsere Koffer durch die Lücken und laufen so den Bahnsteig entlang.

Ich werde wieder nervös, keine Rosemarie.

Durch das Mikrofon ertönt die Ansage: „Vorsicht an der Bahnsteinkante, der Zug nach Emden über Oldenburg läuft in Kürze ein.“

Mein Herz klopft bis zum Hals, ich denke: *Wir müssen uns entscheiden.* Ich schaue Ursula mit großen Augen an und warte auf eine Reaktion, eine Entscheidung von ihr. Der Zug fährt ein. Leute steigen ein und aus. Ursula, die einen Kopf größer ist als ich, ruft laut: „Da. Ich glaube ich habe sie da vorn einsteigen sehen. Lass uns auch einsteigen und ihr entgegenlaufen.“

Wir hieven unsere Koffer über die Stufen und stehen endlich im Einstiegbereich des Zuges. Die Türen schließen sich und der Zug fährt ab. „Puh erst mal drin ... Ursula, ich gehe vor. Lass dir Zeit mit dem Nachkommen. Wir treffen uns in unserem Abteil.“

Ich mache mich auf den Weg. Durch den ersten Wagen komme ich mit dem Koffer noch ganz gut durch den Gang. Doch dann wird es voller. Ich muss den Koffer über große Taschen heben. Kleine Kinder sitzen im Weg und schauen mich groß an. Ich sage zur Mutter: „Haben die keinen anderen Platz zum Spielen? Sie nimmt sie zu sich, und endlich komme ich weiter. Ich bin genervt. Außer Puste komme ich in unserem Abteil an.“

Oh mein Gott, keine Rosemarie. Sie müsste doch längst hier sein! Ich warte aufgeregt, bis Ursula kommt.

„Ursula, was machen wir jetzt?“

„Vielleicht ist sie auf der Toilette“, entgegnet mir Ursula gelassen.

„Aber ihr schöner bunter Koffer ist nicht hier“, sage ich.

Sprachlos lassen wir uns in die Sitze fallen. Ich verstehe nicht, warum es Ursula so kalt lässt. Doch dann hat sie eine Idee. „Lass uns den Schaffner fragen, ob er Rosemarie am Bahnsteig gesehen hat. Wir beschreiben sie ihm einfach, und dann sehen wir weiter.“

Ihre Idee gefällt mir. Wir gehen zum Schaffner und fragen ihn. „Wissen Sie, es ist so eine kleine Frau mit grauem Haar und grün-buntem Koffer mit Punkten.“ Und tatsächlich – er hat sie gesehen. „Jaaa, die Frau kam sehr aufgebracht aus dem Zug und fragte mich, ob dies der Zug nach Emden sei. Dann fragte sie mich, ob ich zwei Frauen gesehen hätte, aber da konnte ich ihr nicht helfen. Sie stieg erneut ein und kam mit dem grün-bunten Koffer wieder raus.“

Ursula und ich sehen uns an, und der Groschen fällt gleichzeitig. Rosemarie war im Abteil, aber ohne uns und ohne Fahrkarte konnte sie nicht fahren. „Wir müssen doch die Fähre kriegen. Wir alle drei. Es ist die letzte für heute“, sage ich verzweifelt. Daraufhin nimmt Ursula den Schaffner ins Visier und fragt ihn, ob er nicht etwas regeln könne.

Bereitwillig denkt er darüber nach, Rosemarie ohne Fahrkarte in einem anderen Zug nachkommen zu lassen. Er will mal hören, ob er etwas machen kann über einen Ausruf auf dem Bahnhof.

Dann klingelt mein Handy. Die Nummer ist mir fremd, aber trotzdem gehe ich ran.

„Rosemarie hier, wo seid ihr denn, ich stehe auf dem Bahnhof und warte auf euch.“ (Mein Herz rutscht nach unten) „Wir sitzen im Zug, haben dich nicht gefunden und vermissen dich.“

„Was seid ihr denn für Dumpfbacken, ohne mich zu fahren? Ihr hättet mich suchen müssen. Das darf doch nicht wahr sein! Ich habe mich so auf den Urlaub gefreut, und nun steh ich hier! Was soll ich denn jetzt machen, mich in die Sofaecke setzen und Däumchen drehen? Mann, ich habe mir extra die Zeit frei gehalten.“ Mir wird heiß und kalt, ich habe keine Worte mehr und mein schlechtes Gewissen wird immer größer. So kenne ich Rosemarie überhaupt nicht.

„Du hättest ja auch etwas früher am Bahnhof sein können“, ruft Ursula, die alles mitgehört hatte, weil Rosemarie so laut war. Ursulas Worte machten Rosemarie nur noch wütender. „Ach, jetzt bin ich der Schwarze Peter!!“

Ich versuche einzulenken: „Weißt du was? Setz dich in den nächsten Zug und komm nach. Über die Kosten können wir reden.“

„Nein, jetzt habe ich keine Lust mehr. Ich fahre nach Hause. Macht doch, was ihr wollt!“, sagt sie eingeschnappt.

Und ich frage: „Wo bist du überhaupt?“

„Na, noch am Bahnhof. Ich hab mir mal schnell ein Handy geliehen. Irgendwie musste ich euch ja erreichen.“

„O. k. Bleibe mal da, wo du bist. Wir haben eine Idee, müssen aber noch eben auf den Schaffner warten.“

„Wie lange soll ich denn warten? Bis ihr auf Langeoog seid und ich hier versauert bin? Ihr habt ja einen Sockenschuss.“

Ich versuche, Rosemarie zu besänftigen, und erzähle ihr von unserem Plan. Sie lässt sich darauf ein zu warten und wir verabschieden uns. „Also bis gleich.“

Dann kommt der Schaffner wieder. Er grinst: „Wir haben ihre Freundin ausrufen lassen. Sie hat sich am Schalter gemeldet und kommt mit dem nächsten Zug nach. Das wurde mir eben über Funk mitgeteilt. Sie steigen in Oldenburg aus, treffen dort Ihre Freundin und können gemeinsam weiterfahren.“ Wir hüpfen beide von den Sitzen und bedanken uns überschwänglich beim Schaffner. Und eins ist mir klar: In Oldenburg gibt's den ersten Piccolo aus meinem Koffer!

Inge Dettmar

Das Stadttheater

Es ist 1952, ich bin 17 Jahre alt und wohne mit meiner Familie in Elze. In Hildesheim bin ich auch schon einmal gewesen, mit meinem Vater. Ich habe die Trümmer gesehen und die Geschäfte, die wieder geöffnet haben. Und ich habe das Stadttheater gesehen.

Ich bin noch nie in einem Theater gewesen, kenne es aus Büchern, vielleicht aus einem Film. In meiner Fantasie sehe ich Gold und Glitzer, einen roten Vorhang, höre wunderbare Musik. In der Schule haben wir „Die Räuber“ und „Minna von Barnhelm“ mit verteilten Rollen gelesen.

Irgendwann ist in Hildesheim eine Eisrevue zu sehen. Mein Vater hat zwei Freikarten für die Nachmittagsvorstellung, die er mir und meiner Freundin Mechthild schenkt. Da wir beide noch nie allein mit dem Zug gefahren sind, wird die Reise von meinem Vater genauestens vorbereitet. Abfahrt des Zuges 13.24 Uhr, zurück mit dem Zug um 19.25 Uhr. Auch den Weg in die Nordstadt, wo das Zelt mit der Eisrevue aufgebaut ist, hat er aufgezeichnet. Die Fahrkarten dürfen wir selber kaufen, ansonsten wird alles minutiös vorgeschrieben. Es klappt auch ganz prima.

Von der Eisrevue weiß ich heute nicht mehr viel. Erst nach Ende der Vorstellung beginnt das eigentliche Abenteuer. Bis zur Abfahrt des Zuges haben wir noch Zeit. Mechthild will unbedingt in die Milchbar in der Nähe des Bahnhofs. Über unserem Erdbeermilchmix überlegen wir, wie wir die Zeit in Freiheit noch verbringen können. „Ich zeig dir mal das Stadttheater.“ – „Au ja.“ Wir sind beide beeindruckt von dem Säuleneingang, der breiten Treppe. Inzwischen hat die Theaterkasse in der Vorhalle geöffnet. Wir drücken uns davor herum. „Wollen wir ...?“ – Alles ausverkauft, aber wenn zwei Karten nicht abgeholt werden, könnten wir sie haben. Inzwischen kommen die Theaterbesucher. Sie sind fein frisiert und schick angezogen. Wir Mädchen staunen. Wie gerne würden wir mit hineingehen. Es wird „Das Land des Lächelns“ gespielt, Fotos von der Aufführung hängen im Foyer.

Kurz vor Vorstellungsbeginn winkt uns die Kassiererin: Zwei Karten sind nicht abgeholt worden. Eine kostet 2 Mark, die andere 2,50 Mark. Wir sehen uns an, aller Gehorsam schmilzt dahin. Im letzten Moment schleichen wir uns auf unsere Plätze, zweiter Rang, letzte und vorletzte Reihe. Wir können nicht nebeneinandersitzen, aber zuwinken können wir uns. Bevor ich mich umsehe, den roten Vorhang, die Plüschsessel, den Kronleuchter bewundern kann, geht der Vorhang schon auf.

Meine Vermutung stimmt, Glitzer und Gold, schöne, wunderschöne Schauspieler zeigen uns die rührendste Liebesgeschichte der Welt. Und dazu diese Musik!! Ich bin im siebten Himmel, verliebt in alle Schauspieler, die nicht eine Bösewichtrolle haben. Diese märchenhaften Kleider, diese freundlichen Menschen, dieses strahlende Licht – die ganze Bühne voller Wunder.

Wir können die Vorstellung nicht bis zum Ende sehen, der letzte Zug nach Elze geht um halb zehn. Geduckt schleichen wir uns durch die Reihen nach draußen. Schlagartig kommt das schlechte Gewissen. Erst ist es ja noch zum Kichern, aber je näher wir Elze kommen, desto größer wird das Herzklopfen. Was werden die Eltern sagen, wenn wir nach Hause kommen? Strafe ist auf jeden Fall zu erwarten. Hausarrest, Ohrfeigen, tagelanges Schweigen, Vorwürfe ...?

Ich weiß nicht mehr, wie es ausgegangen ist zu Hause. Ich habe auch nie den Schluss von „Land des Lächelns“ gesehen, ich habe aber nicht vergessen, wie wunderbar Theater ist.

Margarete Wille

Die Pferdekoppel

Es war 2006 im Sommer. Damals war ich 15. Ganz Deutschland hat an dem Abend das Halbfinale gegen Italien gesehen. Nur ich und mein bester Kumpel, wir fanden das total langweilig. Unser Sport war das Zocken. Und so saßen wir in meinem Zimmer in Ochtersum in der Wilhelm-Busch-Straße 6 im 7. Stock am Rechner. Ich hatte bei meinen Eltern eine dreiviertel Flasche Dreiundvierziger stibitzt, und den hatten wir mit Milch und Eiswürfeln im Mixer zubereitet. Durch das Fenster hörten wir die nervenden Schreie der begeisterten Fans von den in Schwarz-Rot-Gold geschmückten Balkons. Da konnte man gar nicht richtig spielen. So tranken wir immer mehr von dem gelblich süßen Zeug und quatschten über die Mädchen der Klasse und die Blonde aus dem 5. Stock bei mir im Haus, die war auch süß. Der Gedanke an sie und der 43er machten uns ganz zappelig. Wir mussten doch noch mal raus.

Auf dem Weg zum Steinberg keuchten wir lachend und grölend mit dem Rest des 43ers in der Hand auch an der Westpreußenstraße vorbei. Da stand an der Ecke ein Haufen Gerümpel, das auf die Sperrmüllsammlung wartete.

- „Das sind ja Skier“, rief René, „Und da sind ja sogar 2 Paar. Ob das die Stöcker dazu sind?“

- „Keine Ahnung, wahrscheinlich schon.“

- „Eh, weißt du was? Wir fahren jetzt Ski.“

- „Du bist doch total durchgeknallt. Es gibt doch gar keinen Schnee.“

- „Den brauchen wir doch nicht. Hauptsache, es geht bergab.“

Oberhalb der Kleingartenkolonie gab es eine Pferdekoppel, die war recht steil, eingerahmt zu drei Seiten vom Wald des Steinbergs, umzäunt mit einem Elektrodraht. Gerade standen keine Pferde drauf. Unten legte ich also mein rotes T-Shirt hin. Das sollte das Ziel sein. Oben markierte das schwarze T-Shirt von René den Start.

Aber wie die Bretter anziehen? Da war so ein Bügel, den konnte man um die Schuhe herumklemmen. Wir also mit den Sneakern da rein. René ist dabei mindestens 5 Mal umgefallen. Die waren aber auch schmal! Und ich? Keine Ahnung, wie oft ich im Gras gelandet bin. Wir konnten auch ohne diese Bretter kaum noch stehen.

Lachend und albern gackernd, standen wir irgendwann einmal gleichzeitig und dann schrie ich:

- „Auf die Plätze, fertig, los!“

Wir rammten die Stöcker in den Boden und versuchten uns abzustößen. Aber leider ging das überhaupt nicht, und wir fielen gleich wieder hin. Und noch mal ... Dann habe ich einen Schritt gemacht und bin gleich in einem Haufen Pferdeäpfel gelandet. Aber egal. So oft wir es auch versuchten, irgendwie ging es gar nicht richtig bergab. Doch wir gaben nicht auf. Noch stundenlang kicherten wir und leerten den Dreiundvierziger, während Fußballdeutschland trauerte.

Bernd Sandvoß